

Spinkart

Die Burg

Illustrierte Zeitschrift für
die studierende Jugend.

Herausgeber:

/ Prof. J. Sartorius und /
Prof. K. Faustmann, Mainz.

fünfter (Kriegs-) Jahrgang.

Trier 1917.

Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei, S. m. b. H.

Hinter des Feindes Front.

Erzählung aus dem Weltkrieg von **U. Oskar Klausmann.**

Auf dem Flugplatze, der im Ober-Elfaß in einem geschützten Waldtal angelegt war, herrschte zwischen den großen Zelten reges Leben. Unteroffiziere und Mannschaften machten einige Flugzeuge zum Aufsteigen zurecht. Der Führer der Flugzeug-Abteilung, Hauptmann Schmoller, stand im Kreise der Offiziere und traf die Anordnungen für den Nachmittags-Auffstieg. Es war in den letzten Tagen des Monats August 1915, und die Tageshelligkeit sollte nach Möglichkeit ausgenutzt werden. „Es steigen drei Flugzeuge auf“, ordnete Hauptmann Schmoller an, „die nach Westen gehen. Das eine Flugzeug mit Leutnant Bernhard Schlegel als Beobachter und Unteroffizier Braun als Führer nimmt die Richtung auf Epinal. Das andere Flugzeug mit Leutnant Francke als Beobachter und Unteroffizier Emil Schlegel als Führer nimmt die Richtung auf Remiremont. Das dritte Flugzeug, Leutnant Brückner als Beobachter und Unteroffizier Ewald als Führer nimmt die Richtung auf Mirecourt. Suchen Sie alle drei möglichst weit nach Westen zu kommen und beobachten Sie die Monts Faucilles, die Sichelberge. Es sollen dort starke Truppenansammlungen der Franzosen stattfinden. Bei Plombières und Fontenoy haben die Franzosen, wie gemeldet ist, neue Abwehrgeschütze aufgestellt. Dort ist besondere Vorsicht nötig. — Ich danke Ihnen, meine Herren.“

Der Kreis der Offiziere löste sich auf, und die zum Dienst bestimmten eilten zu ihren Flugzeugen. Leutnant Bernhard Schlegel schüttelte seinem Bruder, dem Unteroffizier, noch einmal zum Abschied die Hand. Dann prüfte er sein Flugzeug, und wenige Minuten später schwangen sich die drei Maschinen in die Luft. Sie schraubten sich in Spiralen so hoch wie möglich, denn sie mußten darauf gefaßt sein, daß sie mit Flugzeugen, die vom Süden, von Belfort, her kamen, zusammenstoßen würden. Leutnant Schlegel machte sofort sein Maschinengewehr zurecht. Kaum waren die drei Flugzeuge eine halbe Stunde in der Luft und im eifrigen Zuge nach Westen, als sie im Süden ein gewaltiges französisches Flugzeug bemerkten, das von Belfort aufgestiegen war und das man wegen seiner Schwerfälligkeit auf deutscher Seite genau kannte und mit dem

ironischen Namen „Der große Bauernschreck“ belegt hatte. Wie auf Kommando schwenkten die deutschen Flugzeuge herum und gingen auf den „Großen Bauernschreck“ los. Die schwere Flugzeug-Urche wußte, daß sie verloren war, wenn sie von den drei leichten deutschen Flugzeugen angegriffen wurde, da sie wegen ihrer Schwerfälligkeit schlecht manövrieren konnte. Sie zog es daher vor, sofort nach Belfort zurückzukehren. Befriedigtes Gelächter aus den drei deutschen Flugzeugen folgte dem abziehenden Franzosen. Dann nahmen die deutschen Flieger die Richtung nach Westen wieder auf und schwebten fächerförmig auseinander, um Mirecourt im Norden, Epinal in der Mitte und Remiremont im Süden zu überfliegen.

Scharf zeichneten sich unten die Vogesen-Berge ab. Die Täler erfüllt von gelbblühendem Ginster, die Berge bedeckt mit Laub- und Nadelwäldern, dazwischen die industriereichen Orte und die blizenden Flußläufe: die Mosel, die Marne, die Saone, der Madon. Die Sichelberge, die sich zwischen den Vogesen und dem Plateau von Langres befinden, waren ein wenig in Nebel gehüllt; aber die Nachricht von starken französischen Truppenansammlungen schien sich nicht zu bestätigen. Soweit die Beobachtung aus den deutschen Flugzeugen festzustellen gestattete, schienen die Franzosen nur bei Darny ein größeres Lager zu haben. — Die deutschen Flugzeuge hatten sich ganz und gar aus den Augen verloren; sie waren durch Entfernungen von 30 bis 40 Kilometern voneinander getrennt. Es hatte jedes seine eigene Aufgabe zu erledigen, bevor es an den Heimweg denken konnte. Zuerst kehrte gerade bei Sonnenuntergang Leutnant Bernhard Schlegel mit Unteroffizier Braun auf den Flugplatz zurück; dann kam Leutnant Brückner mit Unteroffizier Ewald. Leutnant Francke und Unteroffizier Schlegel ließen sehr lange auf sich warten. Es wurde dunkel; die vier weithin leuchtenden Laternen, die in Kreuzesform auf dem Flugplatz aufgestellt waren, um dem zurückkehrenden Flugzeug die Stelle zu bezeichnen, wo es niedergehen konnte, brannten vergeblich bis Mitternacht. Das Flugzeug kehrte nicht zurück. „Sind Sie beschossen worden?“ fragte Hauptmann Schmoller die Insassen der beiden anderen Flugzeuge, und als diese verneinten, sagte er:

„Dann ist anzunehmen, daß unser drittes Flugzeug irgendeine Panne gehabt hat und landen mußte. Hoffen wir, daß es bis morgen früh wiederkehrt. Die Signallaternen bleiben natürlich brennen, und die Wache erwartet die Rückkunft der Maschine. Vielleicht haben sie einen Unfall gehabt, sind hinter der französischen Linie niedergegangen, und es gelingt ihnen, die Beschädigung zu reparieren. Hoffen wir das Beste.“

Als der Morgen kam, war das dritte Flugzeug noch nicht zurückgekehrt. Man mußte annehmen, daß es verloren, die Insassen abgestürzt, verunglückt oder gefangen waren.

* * *

„Ich weiß nicht“, sagte Hauptmann Schmoller, „ob ich Ihnen die Erlaubnis für ein solches Unternehmen geben darf, Herr Leutnant Schlegel. Das Für und Wider will genau überlegt sein. Es ist unsere Pflicht, Kameraden, die sich in Not befinden, zu retten; aber andererseits darf man, wenn jemand verloren ist, nicht noch neue Opfer bringen, die zwecklos sind und den Verlust nur vergrößern. Es ist doch nur eine Vermutung von Ihnen, daß unser drittes

Flugzeug, in dem sich Leutnant Francke und Ihr Bruder, der Unteroffizier Emil Schlegel, befanden, in der Nähe von Remiremont niedergegangen sein müsse.“

„Ich habe mit meinem sehr guten Doppelglase das Flugzeug eine Zeit lang beobachtet; dann war es plötzlich verschwunden. Das war unmittelbar, bevor wir wendeten, um zu dem Flugplatz zurückzukehren. Wenn also jenes Flugzeug eine Panne gehabt hat und zum Landen gezwungen war, muß es etwa bei Remiremont eine Notlandung unternommen haben.“

„Das ist eine ziemlich dicht bevölkerte Gegend“, meinte Hauptmann Schmoller, „und dann ist zehn gegen eins zu wetten, daß die beiden Insassen, wenn sie nicht bei der Landung verunglückt sind, gefangen genommen wurden.“

„Es ist aber auch möglich, daß sie sich gerettet haben, und sich verborgen halten“, erklärte Leutnant Schlegel, „und ich bitte um die Erlaubnis, mit einem Flugzeug in der Nähe von Remiremont landen zu dürfen, um auf die Suche nach meinem Bruder und Leutnant Francke zu gehen, während das Flugzeug zurückkehrt.“

„Sie können sich natürlich nicht in Uniform hinter der feindlichen Front aufhalten, sondern müssen irgend eine Verkleidung anlegen. Fangen die Franzosen Sie ab und entdecken sie, daß Sie deutscher Flugzeug-Offizier sind, so werden Sie als Spion erschossen oder gehängt. Wir haben dann drei Mann verloren.“

„Ich werde natürlich Zivil anlegen“, erklärte Bernhard Schlegel, „hoffe aber, mich durch den englischen Paß, den ich besitze und den wir neulich einem verdächtigen Gefangenen abgenommen haben, genügend bei der Bevölkerung und eventuell auch bei den französischen Behörden legitimieren zu können. Ich bin in meinem Zivilverhältnis Fabrikant und Kaufmann und mit Webwaren vertraut. In der Nähe von Remiremont wird Spitzenindustrie betrieben; ich werde unter der Maske eines Spitzenhändlers versuchen, meinen Aufenthalt erklärlich zu machen. Vielleicht entdecke ich die beiden Flugzeug-Insassen, von denen einer mein leiblicher Bruder ist. . . . Ich werde mit dem Führer des Flugzeugs, das mich drüben absetzt, verabreden, daß er nach drei Tagen zum ersten Mal zurückkehrt, um mich wieder aufzunehmen, und wenn es geht, auch die beiden Insassen des verlorenen Flugzeuges. Wenn das beim ersten Male nicht gelingt, soll das Flugzeug nach weiteren zwei Tagen zurückkehren und kurze Zeit an bestimmter Stelle auf uns warten. Kommt keiner von uns wieder, dann sind wir eben alle drei verloren.“

„Dann sind eben drei verloren, und die dritte Persönlichkeit ist umsonst eingesetzt! Ich achte und schätze Ihre Hilfsbereitschaft für die Kameraden, die vielleicht in schwerer Bedrängnis sind; ich verstehe es wohl, daß Sie Ihrem Bruder helfen wollen; aber ich kann die Verantwortung für Ihr gefährliches Unternehmen nicht allein tragen. Ich werde Meldung machen, und wir müssen die Antwort der vorgesetzten Behörde abwarten. Ich werde dafür sorgen, daß die Sache womöglich noch bis heute Abend erledigt wird.“

Der Mond war im Untergehen, beleuchtete aber noch die Berggipfel, während die Vogesen-Täler bereits in tiefer Dunkelheit lagen. In lautlosem Gleitflug steuerte Unteroffizier Braun das Flugzeug nach einer kahlen, baumlosen, ebenen Lichtung auf einem der Vogesen-Gipfel, den er sich am Nachmittage bei einem Erkundungsfluge ausgesucht und aufs beste gemerkt hatte. Das Flug-

zeug rollte noch einige Schritte, dann stand es still. Dem Sitze des Beobachters entstieg Leutnant Bernhard Schlegel, und vorsichtig setzte er einen kleinen Hund auf den Erdboden nieder, der von der Fahrt durch die Luft etwas verflüchtert und unsicher auf den Beinen war.

„Also in drei Tagen, Braun“, sagte der Offizier, „zu nämlicher Stunde wieder hier an dieser Stelle.“

„Gott helfe Ihnen, Herr Leutnant“, antwortete Unteroffizier Braun, an seine Sturzkappe fassend, „Gott helfe Ihnen und lasse Ihr schweres Werk gelingen! Ich werde pünktlich zur Stelle sein und hoffe nur, Sie und die beiden Kameraden aufnehmen zu können.“ Leutnant Schlegel half die Maschine wenden, sodaß sie auf einen etwas abschüssigen Teil des Berggipfels kam. Braun ließ den Motor angehen, Schlegel schob die Maschine, und diese rollte abwärts. Im nächsten Augenblick hob sich das Flugzeug bereits, und Braun nahm seinen Weg nach Osten.

„Nun, Bob, laß uns unser Heil versuchen! Du sollst deinen Herrn suchen und wirst ihn vielleicht eher finden, als ich; deshalb habe ich dich mitgenommen. Du bist jetzt ein Engländer, Bob, so wie ich. Dein Name ist schon englisch; du darfst jetzt nicht deutsch bellen, sondern nur englisch, sonst verrätst du uns.“ Er streichelte den kleinen Forsterrier, der sehr klug und ein guter Sucher war. Dann schritt er durch den Tannenwald bergab.

Bernhard wußte genau, wo er sich befand. Er hatte auf der Karte den Punkt ausgemacht und mußte nach seiner Rechnung nach einem Marsch von mehreren Stunden westlich von der Mosel den Ort Faymont erreichen. Faymont ist Endstation einer Eisenbahn, die in die Berge hineingeht und ungefähr auf 760 Meter Höhe liegt. Bernhard hatte gerade diese Stelle gewählt, um den Glauben hervorzurufen, er sei mit der Eisenbahn angekommen. Daß er gewissermaßen vom Himmel gefallen war, durfte ja niemand wissen. Bernhard trug Zivil, einen echt englischen Anzug, auch eine englische Mütze, in der sich der Stempel einer Londoner Firma befand. Der braune Handkoffer zeigte ebenfalls das englische Wappen und den Namen einer englischen Firma aufgeprägt. Bernhard war reichlich mit französischem Gold und kleineren französischen Münzen versehen. Selbst Bob führte ein neues Halsband, weil auf dem alten der Name seines Herrn, des Unteroffiziers Emil Schlegel, stand, und das Halsband hätte zum Verräter werden können.

Niemand begegnete Bernhard auf seinem einsamen Wege. Tief unten im Tale, wo noch dichte Finsternis herrschte, machte er einen Augenblick halt, stärkte sich an dem Proviant, den er mitgenommen hatte, und als dann der Morgen graute, schritt er mutig und entschlossen vorwärts. Die Sonne ging eben auf, und es versprach ein schöner Tag zu werden.

Oben auf der Berghöhe war in die Felswand eine Nische eingehauen. In dieser war ein Marienbild befestigt und ein aus Stein gehauener Betsthemel stand vor demselben. Eine Frau kniete vor dem Marienbilde, das in französischer Sprache die Überschrift trug: „Maria, schütze Frankreich“ und betete. Häufig fuhr die Frau mit der Hand über die Augen, sie weinte. Schweres Herzeleid schien sie zu drücken. Bernhard machte halt, um die Betende nicht zu stören. Er beschloß sie anzusprechen. Ein frommer Mensch ist auch

immer ein guter Mensch, und wen Herzeleid drückt, der ist auch wohlwollend gegen Fremde. Die Frau, die ungefähr dreißig Jahre zählen mochte, erhob sich von ihren Knien, trocknete noch einmal die Augen und betrat wieder die Straße. Bernhard näherte sich ihr, grüßte und fragte, ob es noch weit sei nach dem Orte so und so.

„Noch eine Stunde“, meinte die Frau; „ich gehe ein Stück in derselben Richtung und will Ihnen den Weg zeigen.“ Bernhard sprach ein tadelloses Französisch, das er in Paris durch wiederholten längeren Aufenthalt gelernt hatte. „Ich kaufe Spitzen auf“, sagte er; „ich weiß, daß die Frauen hier sehr schöne Spitzen machen, und da der Krieg das gewöhnliche Geschäft unterbrochen hat, bin ich selbst von England herübergekommen, um Spitzen aufzukaufen. Haben Sie vielleicht solche zu verkaufen? Die Frau — sie hieß Madeleine Carnier — erklärte, sie habe eine Anzahl von Spitzen fertig daliegen, die sie in den letzten Wochen und Monaten angefertigt habe. „Es kommen keine Käufer“, sagte sie; „die Zeiten sind schlecht, mein Mann ist im Kriege, und ich habe seit vielen Monaten von ihm keine Nachricht. Ich weiß nicht einmal, ob er noch lebt. Ich will die Spitzen billig hergeben, wenn ich nur bares Geld in die Hände bekomme. Das Leben ist so teuer!“

„Ist es weit, wo Sie wohnen?“ fragte Bernhard.

„Nur zehn Minuten seitwärts von der Straße. Dort liegt ein Steinbruch, dessen Betrieb jetzt eingestellt ist, weil die Arbeiter alle im Felde sind. Mein Mann war Aufseher an demselben und ich wohne noch da. Es stehen dort auch noch einige andere Häuser, in denen Bekannte wohnen.“

„Auf einen kleinen Umweg kommt es mir nicht an“, sagte Bernhard.

Nach einigen Minuten wies die Frau auf einen Weg, der von der Hauptstraße abging. „Hier kommen wir nach dem Steinbruch.“ Der Steinbruch war ziemlich tief in den Buntsandstein hineingetrieben, der hier die Vogesen-Berge bildet. Eine Anzahl von einstöckigen Giebelhäusern stand oben am Rande der Tiefe. Galerieartige Wege führten schräg bis auf den Boden des Steinbruches wohl 70 bis 100 Meter tief hinunter.

Vor dem Häuschen, das Madeleine Carnier als das ihrige bezeichnete, saß auf einer Bank vor der Tür ein Mann mit einem Stelzfuß. „Es ist mein Onkel Randon“, sagte Madeleine, „ein alter Invalide, Wächter auf dem Steinbruch und Flurschütz, ein absonderlicher Mann, polternd und schroff, aber im Innersten seines Herzens gutmütig.“

(Fortsetzung folgt.)

Hinter des Feindes Front.

Erzählung aus dem Weltkrieg von A. Oskar Klaußmann.

(Fortsetzung.)

Randon, ein Mann von mindestens 60 Jahren, stand auf, als Madeleine mit dem Fremden und dem Hunde herankam, und musterte, wie es schien, mißtrauisch die Gestalt des Fremden. „Wen bringst du da?“ fragte er barsch. „Einen englischen Händler“, antwortete Madeleine, „der Spitzen kaufen will.“ Die Feldzugsmedaille auf der Brust Randons gab Bernhard Veranlassung zu sagen: „Ich sehe gewiß einen Tapfern vor mir, der sein Vaterland verteidigt hat, wenn nicht in diesem Kriege, so doch in einem früheren.“

„Die verteufelten Deutschen haben mir meinen Fuß in der Schlacht bei Sedan fortgeschossen. Ich war lange Zeit in deutscher Gefangenschaft. Diesmal werden sie kein Sedan für uns veranstalten, obgleich der Krieg ein ganz anderer ist, als damals. Heute gegen morgen ist ein deutsches Flugzeug hier in der Nähe gewesen. Ich habe es gehört, denn ich bin ein alter Mann, der wenig Schlaf hat.“ Bernhard machte ein gleichgiltiges Gesicht, stellte seinen Koffer auf die Bank vor der Tür, befahl Bob draußen zu bleiben, und folgte Madeleine in das Haus, um sich die Spitzen, die sie geklöppelt hatte, anzusehen. Randon prüfte sorgfältig den braunen Lederkoffer des Fremden, ebenso das Halsband des Hundes, der sich gutmütig von ihm streicheln und festhalten ließ. Der Invalide verstand, wie alle Franzosen, wenig von fremden Sprachen; aber er hatte in der Gefangenschaft etwas Deutsch gelernt und er sah, daß die Inschriften auf Halsband und Koffer weder deutsch noch französisch, sondern englisch waren. — Nach einer halben Stunde kamen Madeleine und Bernhard wieder aus dem Hause heraus. Madeleine war sehr erfreut. Sie zeigte dem Alten sechs Zwanzigfrankstücke, die sie von Bernhard erhalten hatte. „Sieh doch, Onkel“, sagte sie, „was ich für meine Spitzenarbeit bekommen habe! Und

der Herr hat noch einige Muster nachbestellt. Ich will nur rasch zu den Nachbarinnen und diese veranlassen, auch ihre Spizen hierherzubringen.“

„Die Engländer haben viel Geld“, sagte Randon knurrig. „Und sie verwenden es dazu, um ihren Freunden und Bundesgenossen, den Franzosen, zu helfen“, vollendete Bernhard den Satz des Invaliden. „Ihr merkt hier wenig vom Krieg, außer vielleicht, daß die Geschäfte schlecht gehen und daß die Betriebe still stehen.“

„Manchmal hört man Kanonendonner von Osten her“, entgegnete Randon; „hin und wieder kommen auch Kavallerie-Patrouillen hier durch. Auch Abteilungen marschieren hin und her; aber vom Kriege selbst ist in dieser Gebirgsgegend nichts zu sehen. Er dauert ein wenig lange, dieser Krieg. Ihr solltet uns mehr helfen, ihr Herren Engländer!“

„Nur Geduld“, antwortete Bernhard, „unsere große Millionenarmee ist erst in der Bildung begriffen. Ihr wißt ja, wir sind zunächst eine Seemacht und müssen unsere Millionenarmee erst nach und nach auf die Beine bringen. Wir haben euch aber auch schon geholfen, so gut wir konnten. Nur durch unser Eintreffen ist die erste Aktion der Deutschen gegen die Franzosen an der Marne zum Stillstand gekommen. Wir haben die Deutschen gezwungen, halt zu machen und zurückzugehen und sich einzugraben. Wir lassen die Deutschen an dem Abschnitt, den unsere englischen Truppen besetzt haben, auch nicht weiter; darauf könnt ihr euch verlassen.“ Die Nachbarinnen, zwei Frauen, kamen und brachten ihre Spizen. Bernhard hielt sachverständige Auswahl und kaufte einiges. Er betonte aber ausdrücklich, daß diese Spizenarbeiten sich nicht mit denen der Frau Madeleine Carnier messen könnten, ein Lobspruch, an dem nicht nur Madeleine, sondern auch ihr Onkel, wie es schien, Freude hatte.

Bernhard blieb noch einige Zeit vor der Tür neben dem Alten sitzen. Dann erklärte er: „Ich will nach Plombières“, rief dem Hunde, verabschiedete sich von Randon und Madeleine und schlug den Weg nach Plombières ein.

Diesen Weg verfolgte unser englischer Spizenhändler indes nur eine Viertelstunde; dann schlug er sich wieder in den Bergwald hinein. Spuren der verschollenen Kameraden konnte er natürlich nur im Innern der Wälder wiederfinden. Es war ein beschwerliches Marschieren, eine Art Pürschgang, wie ihn der Jäger unternimmt. Ununterbrochen mußte Bernhard um sich sehen, um irgend eine Spur zu entdecken. Lange blieb sein Suchen vergebens. Er war sehr müde und schlief sofort ein, als er sich im Schatten eines Baumes zur Raft niedergelassen hatte. Es war in den Nachmittagsstunden, als Bernhard erwachte. Er verzehrte mit dem Hunde den größten Teil des Proviantes, den er bei sich hatte; er mußte eine Ortschaft zu erreichen suchen, wo er übernachten und neuen Proviant einkaufen konnte. Bernhard prüfte sorgfältig die Karte, suchte mit dem Kompaß die Richtung und schritt dann quer durch den Wald mit frischen Kräften vorwärts.

Plötzlich schlug der Hund an. Bernhard blieb stehen, und der Hund lief in das Gebüsch hinein, kehrte aber sofort zurück und wedelte heftig mit seinem kleinen Schwänzchen. Durch lautes Bellen suchte das Tier die Aufmerksamkeit zu erregen.

Bernhard folgte dem Hunde und sah, daß dieser eine Spur auf dem Boden eifrig verfolgte. Sollte Bob wirklich einen Anhalt gefunden haben? Der kluge

Hund lief so rasch vorwärts, daß ihm Bernhard kaum folgen konnte. Hin und wieder blieb Bob stehen, blickte sich nach Hundart um und überzeugte sich, ob Bernhard auch nachkam. — Nach länger als einer halben Stunde erreichten sie eine Lichtung, die wohl zeitweilig von Röhren abgeweidet zu werden schien, jetzt aber leer war. Am Waldesrande stand eine verfallene Hütte mit windschiefem Dach, aber mit verschlossener Thür und einem Fenster, dessen Laden von innen ebenfalls verschlossen war. Vor der Thür dieser Hütte schnupperte Bob auffällig umher, blieb stehen und bellte laut; wie es schien, war er freudig erregt und dicht am Ziele seines Suchens.

Bernhard sah sich erst prüfend auf der Lichtung um, machte einen weiten Rundgang und überzeugte sich, daß niemand in der Nähe war; dann rief er ziemlich laut: „Emil! Emil! Bernhard ist da!“

Es erfolgte keine Antwort. Aber Bernhard ließ nicht nach; er rief immer wieder den Namen des Bruders, und nach ungefähr einer Viertelstunde sah er, daß der Fensterladen sich etwas bewegte.

„Emil, gib ein Zeichen, daß du noch lebst! Hier ist dein Bruder Bernhard, der dir Hilfe bringt. Dein Hund Bob hat dich gefunden!“ Der Fensterladen wurde geöffnet, und man sah das blutbesudelte Gesicht Emil Schlegels. „Bei Gott, Bernhard, du bist es! Kommst du allein?“

„Ich bin allein. Ich wollte euch Hilfe bringen. Wo ist Leutnant Francke?“

„Tot. Ich habe ihn dort drüben im Dickicht begraben, so gut es ging, denn mein linker Arm ist gebrochen. Wie kommst du hierher?“

„Das wollen wir alles später mit einander besprechen. Vorläufig laß mich ein. Vielleicht kann ich dir einen Verband machen.“ Die Thür wurde geöffnet, und Bernhard und der Hund betraten das Innere der elenden Hütte, deren einzige Ausstattung in einer Bank bestand, die sich an einer der Wände hinzog. „Da in der Ecke ist ein Loch im Fußboden“, erklärte Emil, „da kann man auf einer Leiter in eine Art Keller hinuntersteigen. Dort habe ich meine Sachen verwahrt. Das Flugzeug habe ich verbrannt. Es liegt ungefähr 2 Kilometer von hier in nordwestlicher Richtung. . . Hast du etwas zu essen? Ich bin sehr hungrig.“

„Ich habe nur noch einen geringen Vorrat von Proviant, aber natürlich steht er dir zur Verfügung. Laß mich einmal deinen gebrochenen Arm sehen.“ Mit Hilfe zweier abgebrochener Äste hatte Emil den Arm geschient und einen ziemlich guten Verband um denselben gelegt. Da es von höchster Wichtigkeit ist, daß gerade bei Knochenbrüchen der erste Verband liegen bleibt und die Heilung nicht gestört wird, ließ Bernhard den Arm vollständig in Ruhe. „Nun iß und trink, in diesem Fläschchen ist noch ein Rest Wein. Während du dich stärkst, will ich dir erzählen, wie ich hierher komme. Ich bleibe heute Nacht bei dir. Wir haben sehr viel zu besprechen. Morgen werde ich von Plombières oder von einem anderen Orte für dich Kleidung und für uns beide Proviant besorgen. Das scheint mir vorläufig das Wichtigste zu sein. Dem unglücklichen Kameraden Francke ist ja nicht mehr zu helfen. . . Was hast du von dem Flugzeug gerettet?“

„Unser Steuer ist beschädigt gewesen und ein Teil ist abgefallen. Es müssen zwei Spanndrähte auf einmal gerissen sein. Wir gingen im Gleitflug freilich hinunter; aber kurz bevor wir landeten, überschlug sich das Flugzeug, und Leut-

nant Francke stürzte heraus. Er brach sich das Genick und war sofort tot. Ich riß die Maschine im Sturz noch einmal hoch, aber im nächsten Augenblick stieß ich mit furchtbarer Wucht auf den Erdboden und wurde aus der Maschine herausgeschleudert. Ich lag wohl einige Stunden bewusstlos. Als ich wieder zu mir kam, war es Nacht. Meine elektrische Taschenlampe war zum Glück nicht beschädigt. Ich suchte mich zurecht zu finden, fand den Körper des Leutnants Francke, überzeugte mich, daß hier keine Hilfe mehr zu bringen war, und wartete den Morgen ab. Dann nahm ich alles, was von Wert war, aus dem Flugzeug heraus: das Repetiergewehr, die Patronen, die Meßinstrumente, die Karten, die Verband- und die Provianttasche. Hierauf zündete ich das Flugzeug an und schlug aufs Geratewohl den Weg in den Wald ein. Beim Scheine der elektrischen Taschenlampe hatte ich, gleich nachdem ich wieder zu mir gekommen war, meinen Arm verbunden, und ich kann dir sagen, Bernhard, daß es eine schwere, verzweifelte Arbeit war, mit dem rechten Arm den linken zu schienen und zu verbinden. Ich muß sehr starken Blutverlust gehabt haben, denn es ging sehr langsam vorwärts. Ich erreichte erst gegen Mittag diese Lichtung hier und die Hütte. Die Tür war offen; ich brachte die Sachen in den Keller, und dort habe ich wohl, erschöpft von Blutverlust und Aufregung, gut zwanzig Stunden geschlafen. So viel steht fest: die Gegend hier ist menschenleer, es kommt so leicht niemand auf diese Lichtung. Ich war grade wieder beim Schlafen, als ich das Bellen des Hundes hörte und bald darauf vernahm, daß jemand rief. Als ich merkte, daß deutsche Worte und mein Name gerufen wurden, glaubte ich zuerst zu träumen. Meine Verwunderung steigerte sich, als ich deine Stimme erkannte.“

„Gott sei Dank, daß ich dich gefunden habe“, erklärte Bernhard. „Morgen frühzeitig breche ich auf, und ich hoffe, deine Rettung wird leichter vor sich gehen, als ich gedacht habe. Aber jetzt laß uns schlafen, wir brauchen beide morgen unsere frischen Kräfte!“

Die Nacht verging beiden rasch. Bernhard und Emil schiefen fest und hielten sich sicher vor Gefahr, da der Hund als bester Wächter draußen vor der Hütte lag. Als der Tag graute, machte sich Bernhard auf den Weg. Es erhob sich die Frage, ob er den Hund mit sich nehmen sollte. „Ein Mann mit einem Hunde ist zwar immer unverdächtig; man nimmt an, daß er aus der Nachbarschaft ist. Aber einen Hund merkt sich andererseits der Vorüberkommende leichter als den Mann. Man fällt auf, wenn man immer wieder mit dem Hunde durch dieselbe Gegend geht. Bob hat auch seine Aufgabe, meine ich, erfüllt. Ich nahm ihn mit, damit er eine Spur von dir finde, und das ist ja überraschend schnell geschehen. Ich besorge dir einen Anzug, wohl am besten den eines französischen Arbeiters, und vor allem Proviant. Halte dich ruhig in der Hütte; ich denke, ich werde in vier Stunden wieder zurück sein.“ Bernhard brachte sein Äußeres einigermaßen in Ordnung, denn das Übernachten in der Hütte auf dem Fußboden hatte die Kleider etwas mitgenommen, und er sollte doch wieder ein englischer Spitzenhändler sein. Dann ergriff er seinen braunen Lederkoffer und eilte nach Plombières. Er erstand hier Proviant, den er in einem besonderen Paket unterbrachte, ebenso den Anzug eines französischen Arbeiters, aus dem ein zweites Paket gemacht wurde. In seiner aufgeplakten, zerrissenen,

ledernen Fliegerkleidung hätte der Bruder ja keinen Schritt aus dem Versteck heraus tun können. Auch Emil sprach gut Französisch; wenn er das Kleid eines Arbeiters anlegte, konnte er sehr wohl als Gepäckträger Bernhards gelten, der ihm den Handkoffer nachtrug und ihn auf seinen angeblichen Spizen-Einkäufen durch die Dörfer begleitete.

Der Wunsch, bald zu dem harrendem Bruder zurückzukehren, beflügelte Bernhards Schritte, und schon in der elften Vormittagsstunde näherte er sich wieder dem Versteck auf der Lichtung. Er war noch ungefähr einen Kilometer von der verlassenem Weide entfernt, als er ein Hornsignal vernahm, das entschieden auf einem französischen Instrumente geblasen wurde. Die Töne kamen aus der Richtung, in welcher die Lichtung und die Hütte lag. Bernhard stuzte und begann langsamer zu gehen. Wiederum ertönte das Hornsignal, und es unterlag keinem Zweifel: es kam von der Lichtung her.

Bernhard blieb stehen und überlegte, was in dieser unerwarteten Lage zu tun sei. Vorsichtig hielt er Umschau. Als er in der Nähe ein dichtes Gebüsch entdeckte, verbarg er in demselben die beiden Pakete mit den Lebensmitteln und der Kleidung. Dann schritt er vorsichtig bis an die Lichtung heran und entdeckte, daß diese voll französischer Soldaten war. Ein übendes französisches Bataillon hatte hier seinen Lagerplatz aufgeschlagen. Der Himmel mochte wissen, woher die Soldaten kamen! Vor der Hütte, die am Rande des Waldes etwas erhöht lag, saß auf einem Feldstuhl ein Major und rauchte seine Zigarette. Die Kompagnien hatten anscheinend Appell und waren zu diesem mit dem Hornsignal berufen worden. Alles schien verloren; Emil war jedenfalls entdeckt und als Gefangener fortgeführt worden. Was sollte Bernhard tun? Seinem Bruder konnte er nicht mehr helfen. Aber er wollte in jedem Falle etwas über das Schicksal des Unglücklichen erfahren. Deshalb schritt er vorwärts. Er verließ sich auf seinen Paß, mit dem er sich ausweisen konnte, und auf die Spizen, die er in seinem Koffer hatte, die ja gewissermaßen den Beweis lieferten, daß er wirklich Spizenhändler war.

(Fortsetzung folgt.)

Hinter des Feindes Front.

Erzählung aus dem Weltkrieg von A. Oskar Klaußmann.

(Fortsetzung.)

Raum hatte Bernhard die Lichtung betreten, als er von einem französischen Posten gestellt wurde. Nach kurzer Verhandlung führte ihn der Korporal zu dem Major. Dieser prüfte den Paß; aber wahrscheinlich konnte der Major, wie alle Franzosen, wenig oder gar kein Englisch.

„Was machen Sie hier im Kriegsgebiet? Sie sind Engländer?“

„Ich bin englischer Kaufmann und bin unterwegs, um bestellte Spitzen in Faymont abzuholen. Durch den Krieg ist das Geschäft gestört, und ich bereise hier die Gegend, wo die Frauen in den Dörfern froh sind, ihre Spitzen gegen gute Bezahlung absetzen zu können.“ Bernhard öffnete seinen Lederkoffer und legte dem Major die Spitzen vor. „Wie Sie sehen, Herr Major, machen die Leute hier ausgezeichnete Spitzen. Auch wenn Sie nicht Fachmann sind, werden Sie doch so viel verstehen, um den Wert dieser Hausarbeit schätzen zu können.“

„In der Tat, eine sehr mühsame und schwierige Arbeit“, meinte der Major.

„Wo kommen Sie denn her?“ „Aus Plombières,“ klang die ruhige Antwort.

„Aus dem bekannten Badeorte? Teufel noch einmal, ich wünschte, wir hätten dort Quartier bekommen und brauchten nicht hier in den Wäldern zu bivakieren! Ich kann Ihnen nicht einmal einen Stuhl anbieten, trotzdem Sie ein Bundesgenosse von uns und ein Engländer sind. Wann schicken uns die Engländer denn einmal die große Armee, mit der sie uns helfen wollen?“

„Ich bin kein Militär, Herr Major, aber so viel ich weiß, befindet sich in England eine Armee von vielen Millionen in der Ausbildung, die wohl bald unseren französischen Freunden und Brüdern zu Hilfe kommen wird.“

„Hoffentlich! — Sie sind in dieser Gegend also einigermaßen bekannt? Welches ist denn hier der nächste Ort, in dem man einige Einkäufe, besonders von Proviant machen könnte?“ fragte der Major.

„Der nächste größere Ort ist Plombières, wo Sie alles bekommen, Herr Major. Es ist nicht weit: zwei Stunden. Durch den Wald kommt man in einer halben Stunde auf eine gute Chaussee, die direkt nach Plombières führt.“

„Ich danke Ihnen“, sagte der Major; „ich werde ein paar Leute nach Plombières schicken, die wenigstens für die Offiziere etwas einkaufen können.“

„Darf ich Ihnen, Herr Major, einige Adressen angeben, wo Sie einkaufen lassen können, oder wäre es Ihnen angenehmer, wenn ich selbst nach Plombières ginge, die Einkäufe besorgte und mit einem Wagen hierher brächte? Sie bleiben, vermute ich, mit Ihrem Bataillon noch einige Zeit an diesem Orte?“

„Sie sind sehr, sehr liebenswürdig“, meinte der Major.

„Ich bitte Sie — einfache Pflicht gegenüber Bundesgenossen und Freunden!“

„Es wäre allerdings für uns das bequemste“, meinte der Major. „Der Zweck unserer Übung hält uns noch einige Zeit hier fest.“

„Sagen Sie nur, was Sie ungefähr wünschen“, erklärte Bernhard.

„Hier haben Sie 100 Franks“, antwortete Major Gobineau; „kaufen Sie dafür Eßwaren, auch Zigaretten und einige Flaschen leichten Weins.“

„Sie sind sehr freundlich, Herr Major“, erklärte Bernhard, „mir das Geld anvertrauen zu wollen, obgleich ich Ihnen völlig unbekannt bin. Aber ich werde mir gestatten, die Kleinigkeit auszulegen, und werde, wenn ich in einigen Stunden zurückkehre, mit Ihnen abrechnen.“

„Sie sind sehr liebenswürdig“, antwortete höflich Gobineau, „aber einem Engländer gegenüber habe ich kein Mißtrauen wegen der Kleinigkeit von 100 Franks.“

„Ich beeile mich, Ihren Auftrag auszuführen“, erklärte Bernhard; „einen Passagierschein brauche ich wohl nicht?“

„Nehmen Sie für alle Fälle meine Visitenkarte“, sagte Major Gobineau und schrieb auf die Karte einige Worte mit Bleistift.

Bernhard verabschiedete sich eilig und nahm den Weg zurück, den er gekommen war. Wo war der Bruder? Saß er noch unten im Keller des kleinen Häuschens, oder war er entdeckt und gefangen? Es war eine unangenehme Lage. Bernhard mußte in der Nähe bleiben, er mußte sich unter allen Umständen mit den Franzosen und in erster Linie mit dem Major anfreunden und dessen Vertrauen erwecken, wenn er dem Bruder irgendwie helfen wollte. Vielleicht war es schon zu spät; aber warum sollte er jede Hoffnung aufgeben? Er überzeugte sich, daß die Pakete mit dem Proviant und der Arbeiterkleidung noch wohlverwahrt in dem Dickicht lagen. Dann eilte er, trotzdem er ziemlich

ermüdet war, raschen Schrittes nach Plombières, um dort seine Einkäufe zu machen und einen Wagen aufzutreiben, der dieselben in das Lager des französischen Bataillons bringen sollte. Dieses Geschäft war rasch besorgt und der Wagen auf dem Wege zum französischen Lager. Während des größten Teiles der Fahrt wurde eine gute Chaussee benutzt, und man kam rasch vorwärts. Dann mußte man allerdings einen Waldweg einschlagen, auf dem es langsamer ging; aber es waren kaum vier Stunden seit dem Fortgange Bernhards vorüber, als der Wagen mit dem Proviant auf dem Lagerplatz eintraf.

Vor der kleinen Bretterhütte war eine große Ansammlung von Soldaten und Offizieren. Es lagen da allerlei Gegenstände ausgebreitet: Apparate von Flugzeugen zum Signalisieren, zur Höhenmessung usw. Bernhard glaubte jetzt sicher alles verloren, als er diese Gegenstände entdeckt sah.

Major Gobineau dankte für die Heranschaffung der Lebensmittel und sagte dann mit nicht geringer Erregung: „Diese verteufelten Boches sind überall. Denken Sie doch: wir haben hier im Keller der kleinen Hütte eine Niederlage von Flugzeuggerät gefunden, das unzweifelhaft deutschen Ursprungs ist. Hier hinter der französischen Front haben also die Deutschen ihre Vorbereitungen gegen uns getroffen! Hier haben sie wahrscheinlich auch ihre Spione!“

„Ist denn noch niemand gefunden worden, der zu diesen Sachen gehört?“ fragte Bernhard, dem es nur mit Mühe gelang, keine Spuren seiner inneren Unruhe zu verraten.

„Nein, es ist niemand gefunden worden. Wozu auch eine Wache? Hier in die Gegend kommt ja niemand. Es handelt sich um ein heimliches Depot der Deutschen.“ „Du Dummkopf!“ dachte Bernhard heimlich bei sich; was sollte deutschen Fliegern ein „heimliches Depot“ von solchen Gegenständen da nützen? Wenn es wenigstens ein Benzinlager oder derartiges wäre! Aber die Hauptsache war ihm zunächst: Emil und der Hund waren also nicht gefunden worden! Sie befanden sich entweder noch im Keller und hatten sich dort irgend ein Versteck zurecht gemacht, in dem man sie nicht entdeckt, hatte oder sie hatten rechtzeitig einen andern Unterschlupf gefunden. Befreiung war noch möglich. Das war die Hoffnung, von welcher Bernhard aufrecht erhalten wurde. Sein Bruder war nicht gefangen, er konnte ihm noch helfen und durfte daher erst recht nicht von diesem Plaze weg; er mußte den Liebenswürdigen spielen und sich bei den französischen Offizieren und Mannschaften möglichst viele gute Freunde machen. Das letztere fiel ihm nicht schwer, denn die Offiziere waren ihm sehr dankbar dafür, daß er ihnen das Material zu einem guten Mittagbrot besorgt hatte, über das sich jetzt einige Köche hermachten. Bernhard rechnete mit den französischen Offizieren ab und wurde, was ja eine einfache Pflicht der Höflichkeit war, als Gast zu der Mahlzeit eingeladen, die vorbereitet wurde.

Es war gegen Abend, als die Köche mit ihrer Arbeit fertig waren und auf dem Rasen das Mahl serviert wurde. Es schmeckte ausgezeichnet, der Wein löste die Zungen, und es wurden Reden gehalten. Major Gobineau brachte einen Trinkspruch aus auf den liebenswürdigen englischen Bundesgenossen, der sich hier wirklich als Freund und Helfer gezeigt und den Offizieren zu einer guten Mahlzeit verholfen habe. Es wurde getrunken auf den Sieg Englands und Frankreichs, auf den Untergang der deutschen Feinde, auf baldigen Ein-

zug in Berlin. Bernhard Schlegel saß da mit lächelndem Gesicht und dachte doch ununterbrochen an den hungernden Bruder, der vielleicht nicht weit von ihm verborgen saß und sich wohl keine geringe Mühe geben würde, den Hund ruhig zu erhalten. Jeden Augenblick fürchtete der „Engländer“, Bob könnte ein lautes Geffläß anheben und das Versteck des Bruders verraten. Auch abgesehen davon war es eine schreckliche Lage für den armen Emil, der sich wahrscheinlich vor Hunger krümmte, während sein Bruder in so kurzer Entfernung von ihm saß und schwelgte.

Bernhard konnte aber trotz allen Nachdenkens zunächst dem Armen nicht helfen. Er mußte die angenommene Rolle mit Geschick und Geduld zu Ende spielen. Er trank recht viel und heuchelte mit Absicht ein wenig Trunkenheit. Es war spät abends, als er einen Versuch machte, aufzubrechen. Aber Major Gobineau und die Offiziere erklärten ihm, er dürfe sie unter keinen Umständen verlassen, man wolle noch gemütlich zusammenbleiben, und er könne im Lager übernachten. Es werde ihm ein warmer Militärmantel zur Verfügung gestellt werden, und er könne ebenso wie alle Offiziere und Mannschaften im Freien schlafen. — Gegen 9 Uhr abends lag alles in tiefem Schlafe. Nur die Posten, die rings um das Lager herum standen, gingen wachend auf und ab.

Bernhard tat, als ob er schlief; aber die Aufregung und die Sorge um den Bruder ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Wie sollte er zum Ziele kommen? Was geschah am nächsten Tage? Es war lange nach Mitternacht, als Bernhard in Schlaf fiel. In den frühesten Morgenstunden hörte man den Anruf der Posten. Major Gobineau wurde geweckt, und sämtliche Offiziere, die in seiner Nähe schliefen, erwachten. Eine Patrouille französischer Chasseurs erschien, die einen schriftlichen Befehl für den Major Gobineau brachte. Das Bataillon sollte durch die Berge weiter nach Osten marschieren und 12 Kilometer weiter vorwärts bei Darny ein Bivak beziehen. Die Hörner schmetterten, und die Mannschaften erhoben sich von ihren Lagern.

„Wir kommen wieder in eine gänzlich menschenleere Gegend“, meinte der behäbige Major Gobineau; „nach der Karte scheint es nicht einmal, als ob irgend ein größerer Ort in der Nähe wäre.“ Auch Bernhard prüfte die Karte und meinte: „Es wird wohl das bequemste sein, wenn ich wieder nach Plombières gehe und dort einen Wagen mit Lebensmitteln besorge. Ich sehe hier auf der Karte einen Weg verzeichnet, welcher bis dicht zu Ihrem neuen Lagerplatz führt und auf welchem ich etwa gegen Mittag zur Stelle sein kann.“

„Sie sind über die Maßen freundlich, und wir werden Ihnen dankbar sein, werter Freund und Bundesgenosse“, erklärte Gobineau. „Aber ist es nicht doch zuviel der Dienste, welche wir von Ihrer Güte in Anspruch nehmen?“

„Oh, es ist mir ein Vergnügen, Ihnen behilflich sein zu können“, versicherte Bernhard in wohlgefesten französischen Höflichkeitsphrasen. „Ich veräume zudem keine Zeit, die ich nicht leicht einholen könnte!“ Unterdes wurde Kaffee gekocht, und als der Morgen graute, marschierte das französische Bataillon endlich ab. Bernhard blieb am Lagerfeuer zurück, um, wie er angab, in einer halben Stunde nach Plombières aufzubrechen.

Das Knarren des letzten französischen Bagagewagens war in der Ferne verklungen, und endlich, endlich konnte Bernhard daran denken, dem unglück-

lichen Bruder zu helfen. Er wartete noch einige Minuten, betrat dann die Hütte und rief in das Kellerloch hinunter: „Emil, Emil, hier ist Bernhard! Lebst du noch?“ Keine Antwort erfolgte. Bernhard entschloß sich, auf der Leiter in den Keller hinunterzusteigen, und leuchtete hier mit seiner elektrischen Taschenlampe alles ab. Aber er fand weder den Bruder noch den Hund. Trotz sorgfältigster Untersuchung war keine Spur von ihnen zu entdecken.

Wohl eine halbe Stunde saß Bernhard vor der Hütte auf der einsamen Lichtung und sann darüber nach, wohin wohl der Bruder und der Hund gekommen sein könnten. Dann holte er aus dem Dickicht die beiden Pakete mit den Lebensmitteln und der Kleidung und brachte sie im Keller unter für den Fall, daß es regnen sollte. Wo aber ist der Bruder? fragte er sich immer wieder und marterte sein Gehirn mit quälenden Fragen. War es ihm gelungen zu entkommen, bevor die Franzosen anrückten? Hatte er vielleicht ihren Anmarsch gehört oder gesehen und war es ihm möglich geworden, mit dem Hunde rechtzeitig davon zu kommen? Möglich war es, daß Emil auf diese Weise hatte verschwinden können. Aber wo befand er sich jetzt? Konnte ihn Bernhard aufs Geratewohl suchen? Ja, wenn er den Hund wenigstens noch bei sich gehabt hätte! . . . Was tun? Weit konnte Emil in seiner auffallenden deutschen Fliegerkleidung aus Leder nicht gekommen sein. Er mußte sich wohl irgendwo in der Nähe aufhalten, verborgen in irgend einem Dickicht abseits von den Wegen.

In einem großen Bogen ging Bernhard, fortwährend mit Vorsicht den Namen Emils rufend, um die Lichtung herum. Niemand meldete sich.

Zwei Stunden waren schon seit dem Abzug der Franzosen vergangen, und noch immer irrte Bernhard umher und rief den Namen des Bruders. So rasch hatte er ihn gefunden, und noch rascher hatte er ihn verloren. Endlich nahm Bernhard ein Stück Papier, schrieb darauf in englischer Sprache die kurze Notiz: „Ich bin gegen Abend wieder hier.“ In eine Ecke schrieb er noch ein rätselhaftes Wort: „Kellekmi“. Dazu Datum und Wochentag, wiederum in englischer Sprache, und mit einer Stecknadel befestigte er den Zettel am Türpfosten. — Selbst wenn jemand die Nachricht fand und die Sprache verstand, wußte er doch nicht, daß die Mitteilung an einen verwundeten deutschen Soldaten gerichtet war. Nun endlich machte sich Bernhard auf den Weg nach Plombières.

(Fortsetzung folgt.)

Hinter des Feindes Front.

Erzählung aus dem Weltkrieg von **U. Oskar Klausmann.**

(Fortsetzung.)

Des Himmels Fügung hatte in der Tat Emil Schlegel vor Gefangenschaft und vielleicht vor noch Schlimmerem bewahrt. Gleich nachdem Bernhard sich entfernt hatte, kam Emil auf den Gedanken, einen kleinen Spaziergang zu unternehmen und sich für alle Fälle die Nachbarschaft der Lichtung und der Hütte etwas genauer anzusehen. Er fühlte auch das Bedürfnis nach der langen Bewegungslosigkeit, seine Glieder wieder geschmeidig zu machen. Da er um keinen Preis gesehen werden durfte, mußte er sehr vorsichtig sein. Er ging daher mit Bob, dem Hunde, tiefer in den Wald hinein, mied alle Straßen und hielt sich möglichst im Schatten der Bäume und im Dickicht. Er fand, daß im Walde viele Beeren wuchsen, die eine Erfrischung boten. Gerade wollte Emil wieder nach seinem Versteck zurückkehren, als er in der Ferne Trommeln hörte, und bald überzeugte er sich, daß ein französisches Bataillon anmarschiert kam und die Lichtung, auf der die Hütte stand, zum Lagerplatz wählte. Nun machte Emil natürlich, daß er davonkam. Bergauf, bergab stieg er in dem Gebirgswald, bis er einen kleinen Steinbruch erreichte, in dem er ausruhen und zur Not ein Unterkommen für die Nacht finden konnte. Deutlich klangen bis in sein Versteck hinein die französischen Signale, und er hielt sich bis zum Abend verborgen, um noch vor Einbruch der Dunkelheit einige Waldfrüchte zu sammeln, die ihn vor dem größten Hunger schützten. „Für dich habe ich leider nichts, Bob“, meinte Emil, „du mußt für dich selbst sorgen. Fang dir ein paar Mäuse!“

Am nächsten Morgen frühzeitig vernahm Emil aus der Entfernung Trommelklang. Er stieg empor und lauschte, und es schien ihm, daß sich der Trommelklang aus der Gegend entfernte. Er nahm richtig an, daß die Franzosen abgerückt seien. Mit äußerster Vorsicht näherte sich Emil der Lichtung und überzeugte sich, daß keine Gefahr mehr vorhanden und kein Franzose mehr in der Nähe sei. Dann betrat er die verfallene Hütte und entdeckte an deren Pfosten den Zettel mit der Nachricht von Bernhard. Das Wort „Kellekmi“ machte ihn einen Augenblick stutzen. Dann aber trat ihm sofort die noch nicht so lange verflossene Jugendzeit vor Augen, wo sie sich gegenseitig durch Rückwärtschreiben von Wörtern manch lustiges Rätsel aufgegeben hatten. „Im Keller“ also sollte er suchen. Mit Hilfe seiner elektrischen Taschenlampe entdeckte Emil die beiden Pakete und sein erstes war, sich umzukleiden. Dann packte er sofort die Lederkleidung zusammen, trug sie hinaus und warf sie in ein Gebüsch. Hierauf stärkte er sich gründlich an Speise und Trank und hielt es dann für das beste, für den Rest des Tages zu schlafen. In der letzten Nacht hatte er begreiflicherweise in dem kalten Steinbruch wenig Schlaf gefunden. Und er mußte sich zudem als Verwundeten betrachten. Emil hatte natürlich sofort entdeckt, daß alles Material, das er aus dem verbrannten Flugzeug gerettet hatte, entfernt war. Er vermutete richtig, daß die Franzosen diese Sachen als Beute mit sich genommen hätten. Einen Haufen trockener Blätter aber hatten sie nicht entfernt, und diese boten nun ein Lager für den sehr ermüdeten, verwundeten deutschen Flieger.

Emil mochte einige Stunden geschlafen haben, als ihn ein leises Knurren des Hundes weckte. Sofort war er wach und hörte, daß oben jemand an der

Tür der Hütte herumarbeitete. Emil legte seine Hand auf den Kopf des Hundes und befahl ihm mit leiser Stimme, still zu sein. Ein fremder Besuch war für diese Umstände höchst unerwünscht! Das Geräusch wurde immer lebhafter. Emil hatte das unangenehme Gefühl, in einer Falle zu sitzen. Es kam darauf an, wie viele Personen erschienen. Unter der blauen Arbeiterbluse, die Emil trug, steckte glücklicherweise in der Hosentasche die kurze Mehrladepistole. . . .

Ein Krach, der bis zum Keller hinuntertönte, verkündete, daß die Tür zur Hütte mit Gewalt aufgesprengt worden war. Der hölzerne Riegel, der im Innern angebracht war, hatte keinen genügenden Widerstand geleistet. Emil hielt Bob die Schnauze zu und lauschte, während sein Herz vor Aufregung schlug. Er hörte eine raube Stimme laut reden und schimpfen. Oben in der Hütte ging jemand umher; es schien aber nur eine Person zu sein. Sie näherte sich dem Eingang zum Keller und rief in französischer Sprache hinunter: „Heda, ist da jemand?“ Emil hütete sich natürlich zu antworten. Noch einmal fragte es von oben: „Heda, ist da jemand? Es muß doch jemand da sein, die Hütte war von innen verschlossen. Antwortet!“ Da alles still blieb, traf der Eindringling anscheinend Vorbereitungen, um in den Keller hinunterzusteigen. Er machte sich oben an der Leiter zu schaffen, schien aber entweder nicht den rechten Mut zu haben, um hinunterzusteigen, oder er wurde durch sonst etwas behindert. Es dauerte wenigstens sehr lange, bis Emil vernahm, daß jemand die Leiter heruntergetappt kam, und zwar geschah dies in recht unbeholfener Weise und langsam.

Emil trat im Dunkeln an die Seite der Leiter, sodaß er unter Umständen die Möglichkeit hatte, rasch dieselbe hinaufzusteigen, soweit dies sein gebrochener linker Arm gestattete. — Jetzt stand der Eindringling unten und schrie noch einmal: „Ist hier jemand?“ In diesem Augenblicke ließ Emil seine elektrische Taschenlampe aufblitzen und sah einen Mann mit altem Gesicht und eisgrauem Schnurrbart vor sich. Der Eingebrungene schien sehr überrascht und von dem plötzlichen Licht geblendet, aber er schlug doch sofort mit der geballten Faust nach vorn und traf Emil auf die Brust.

Eine Waffe hatte der Fremde wie es schien, nicht. Emil schlug ihm mit der Faust kräftig unter das Kinn, was zur Folge hatte, daß der Betroffene anfang, in französischer Sprache fürchterlich zu fluchen und zu schimpfen. Aber es war offenbar ein mutiger und beherzter Mann, denn er drang auf Emil rücksichtslos ein und versetzte ihm einen sehr schmerzlichen Schlag auf den gebrochenen Arm.

Emil schrie unwillkürlich auf vor Schmerz. Das war das Signal für den Hund, sich mit lautem Kläffen wütend auf den Gegner zu werfen und ihn in die Beine zu beißen. Der Franzose fluchte und schimpfte noch mehr, drang aber nur um so wütender gegen Emil vor. Dieser wehrte sich so gut es ging, indem er die rechte Seite seines Körpers vorwarf, um die Linke mit dem gebrochenen Arm zu schützen. Aber der Gegner hatte zwei kräftige Arme zur Verfügung, und so kam der Augenblick, in dem Emil zum letzten Mittel greifen mußte, wenn er sich nicht selbst aufgeben wollte. Er holte die Browning-Pistole hervor und feuerte im Dunkeln aufs Geratewohl vor sich hin. Ein Schrei und ein Fall bewiesen, daß der Gegner kampfunfähig gemacht war. Der Hund warf

sich auf den am Boden Liegenden und biß wütend auf ihn los. Emil ließ die elektrische Lampe ausleuchten, zog den Hund zurück, überzeugte sich, daß sein Gegner aus einer Kopfwunde blutete, und stieg rasch die Leiter empor, um nachzusehen, ob nicht etwa weitere Personen dem ersten Eindringling folgten. Der Schuß konnte ja draußen gehört worden sein. Aber nichts war zu bemerken. Dagegen schmerzte der verwundete Arm in solchem Maße, daß Emil beherzt die Zähne aufeinander beißen mußte. Nichtsdestoweniger ging Emils Gedanke zu dem Manne unten im Keller, den er nicht hilflos liegen lassen wollte. Dafür war er doch ein echter Deutscher! Der Franzose atmete ruhig; er hatte anscheinend nur einen Streifschuß am Kopfe und war bewußtlos. Emil hatte noch ein Stück Binde bei sich und legte dieses um den Kopf des Mannes. Erst jetzt, als er beim Scheine der elektrischen Taschenlampe den Verwundeten näher betrachtete, sah er, daß dieser einen Stelzfuß hatte, was seine Unbeholfenheit auf der Leiter erklärte. Emil lagerte den Verwundeten auf dem Blätterhaufen, auf dem er selbst gelegen hatte, und stieg wieder empor. Er trat gerade aus der Tür, als vorsichtig lugend Bernhard aus den Büschen trat.

„Gott sei Dank, daß du noch da bist!“ rief der ältere Bruder, um eine Herzenslast von tausend Zentnern erleichtert; „ich war den ganzen Tag in Unsicherheit, ob ich dich wiederssehen würde. Ich hätte nicht gewußt, was ich anfangen sollte, wenn ich dich jetzt nicht hier traf“, sagte er, ihm die Hand reichend. „Und ich habe unterdessen ein Abenteuer gehabt und einen Mann anschießen müssen“, erklärte Emil. Dann erzählte er von dem Kampfe, den er im Keller mit dem Stelzfuß gehabt hatte. „Laß mich den Mann sehen“, sagte Bernhard, in dem ein Verdacht aufstieg. Und er sah, daß er sich nicht geirrt hatte. Der Stelzfuß war wirklich der alte Randon, der Invalide, der bei Sedan 1870 in deutsche Gefangenschaft gefallen war und sicher sich nichts weniger geträumt hätte, als daß er hier im Keller des verlassenen Warthäuschens einen Kampf mit einem deutschen Gegner zu bestehen haben würde.

„Der Mann kommt nach einiger Zeit wohl von selbst zu sich und wird aus eigenen Kräften nach Hause gehen können“, erklärte Bernhard. „Wir aber müssen jetzt daran denken aufzubrechen, denn hier ist unseres Bleibens nicht mehr. Dieses Versteck ist zu gefährlich. Vor allem aber müssen wir daran denken, daß morgen früh Unteroffizier Braun mit dem Flugzeug kommt. Ich hätte dir gern noch eine Nacht unter Dach und Fach und in einem ordentlichen Bett gegönnt; aber wir werden nicht dazu kommen. Wir haben einen Marsch von ungefähr 10 Kilometern bis in die Nähe des Ortes zu machen, wo das Flugzeug in den ersten Morgenstunden niedergeht — wenn alles klappt! — Wir müssen dort in der Nähe im Freien übernachten, das wird nicht besonders angenehm sein, denn es sieht aus, als bekämen wir ein Gewitter. Vielleicht gelingt es uns, irgend ein Versteck zu finden, wo wir trocken einige Stunden verweilen können.“ Noch einmal stieg Bernhard in den Keller hinab und sah nach dem verwundeten alten Randon. Dann brachen sie mitsamt dem Hunde auf, marschierten eine halbe Stunde nach Nordwest und machten dann erst Halt. um auf der Karte mit Hilfe des Kompasses genau die Richtung festzulegen.

Es dunkelte, und im Südwesten kam ein Gewitter herauf. Man sah die Blitze, man hörte auch das ferne Donnerrollen. Schweigend gingen die Brüder

nebeneinander. Sie marschierten so rasch dies ihr körperlicher Zustand gestattete, waren sie doch beide müde und abgesspannt und die Luft war von erdrückender Schwüle. Dazu mußten sie nach links und rechts sorgfältig Ausschau halten und manchen beschwerlichen Umweg in den Kauf nehmen. — Wieder waren sie eine gute Strecke auf der einsam und still daliegenden Kunststraße vorangekommen, da führte diese gerade auf eine steile Bergwand zu, und ein Felsentortat sich vor ihnen auf. Es war ein Tunnel quer durch den Berg gebrochen worden. „Wir haben Glück“, bemerkte Bernhard; „der Tunnel bietet uns Schutz gegen den Regen, dem wir sonst kaum mit viel trockenem Zeug am Leib entgangen wären.“ Und in der Tat, als sie sich vorsichtig durch den in völliger Finsternis daliegenden Stollen hindurchgetastet und den Ausgang erreicht hatten, da brach mit aller Gewalt ein Regen nieder, dessen Rauschen fernes Donnernrollen begleitete. Der Tunnel war wohl 300 Meter lang, ganz in Stein gewölbt, und als die Brüder ihre elektrischen Taschenlampen aufleuchten ließen, entdeckten sie auf halbem Wege an der rechten Seitenwand eine Erweiterung, aus der ein enger Pfad emporführte und in eine von der Natur geschaffene Aushöhlung mündete, in der wahrscheinlich beim Bau des Tunnels die Arbeiter ihre Werkzeuge verwahrt hatten. „Dahinein wollen wir uns zurückziehen“, meinte Bernhard. „Dieser Unterschlupf ist wie gemacht für uns; dort sitzen wir ganz bequem, um wenigstens den ärgsten Regen vorübergehen zu lassen. Weshalb sollen wir uns nasse Füße holen!“ Es schoß nämlich auf beiden Seiten schon ein wahrer Gießbach durch den stark geneigten Tunnel hinab.

Die beiden Männer und ihr vierbeiniger Begleiter hatten es sich noch nicht sehr lange in dem Versteck bequem gemacht, als ein verdächtiges, dumpfes Geräusch sich dem Tunnel zu nähern schien und der Hund knurrend aufsprang. Sofort stürzte Bernhard die paar holprigen Steinstufen hinunter, und er kam gerade zur rechten Zeit, um ein laut dröhnendes Kommando durch das felsige Gewölbe hallen zu hören: „Kompagnie halt! Gewehr ab!“ Das Kommando ward in französischer Sprache gegeben und auf französische Weise ausgeführt, indem ein Teil der Soldaten dem Kommando schon zuvorgekommen war, ein Teil es mit der Ausföhrung gar nicht so eilig zu haben schien. Indessen war es nicht dieser höchst gleichgültige Nebenumstand, der den deutschen Offizier in diesem Augenblick interessierte, sondern das Vorhandensein der französischen Abteilung selbst war ein Umstand, der ihn und seinen Fluchtplan sehr nahe anging und der zum Verhängnis werden konnte. Warum mußten diese verwünschten Franzosen — beim Schein eines Blizes schätzte Bernhard ihre Zahl auf mindestens eine volle Kompagnie — nun ebenfalls in der Nähe des Tunnels vom Regen überrascht werden und hier Unterstand nehmen! Das war jetzt das zweite Mal, daß ihm französisches Militär in höchst unwillkommener Weise in den Weg trat. Ob es auch dieses Mal so glücklich ablaufen würde? Um unbemerkt zu entweichen, dazu war es leider zu spät. Wer hätte aber an eine solche Überraschung denken sollen! Jetzt saßen sie wie Mäuse in der Falle.

Die Mannschaften scherzten und lachten. Einzelne schimpften und fluchten auch über das abscheuliche Wetter, das sie vollständig durchweicht hatte.

„Was jetzt?“ fragte Emil flüsternd den Bruder; „sollen wir es darauf ankommen lassen, ob man uns hier findet, oder sollen wir uns bemerkbar machen?“

„Eine verteufelte Geschichte!“ brummte Bernhard leise; „halte nur den Hund fest und rede ihm zu, daß er ruhig bleibt. Wir wollen hoffen, daß die Soldaten den Tunnel nicht untersuchen. Finden sie uns freilich, ohne daß wir uns bemerkbar gemacht haben, so ist es für uns umso schlimmer, denn sie müssen dann natürlich glauben, wir hätten uns vor ihnen versteckt. Im günstigsten Fall erleiden wir eine unangenehme Verzögerung, und verpassen wir den Unteroffizier Braun, so müssen wir zwei Tage warten, ehe dieser zurückkommt.“ Er dachte dabei mit Sorge an den verletzten Arm des Bruders, der bald in gute Pflege kommen mußte. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Hinter des Feindes Front.

Erzählung aus dem Weltkrieg von **A. Oskar Klausmann.**

(Fortsetzung.)

Das Regenwasser rauschte noch immer durch den Tunnel wie ein Gießbach. Die Franzosen konnten nicht einmal ihre Gewehre zusammensetzen. Jeder Mann suchte nach Möglichkeit ein trockenes Plätzchen, und so war es unvermeidlich, daß ein paar Soldaten beim Scheine der Blitze die Stiege entdeckten, die an der Tunnelwand emporführte. Einer von diesen Soldaten hatte ebenfalls eine elektrische Taschenlampe, mit der er sich den Weg beleuchtete, und plötzlich sahen Emil und Bernhard zwei französische Infanteristen mit gefälltem Bajonett vor sich. „Wer da?“ schrie einer der Franzosen.

„Gut Freund!“ antwortete Bernhard in französischer Sprache; „wir haben hier Unterkunft gegen das Unwetter gesucht, ebenso wie ihr, und wurden soeben auf eure Anwesenheit . . .“ — „Wer seid ihr?“ fiel ihm der Soldat in die Rede. „Das werden wir eueren Vorgesetzten sagen.“

„Kommt mit hinunter!“ Dann schrie einer der Soldaten in den Tunnel hinein: „Wir haben hier zwei Zivilisten entdeckt, vielleicht Spione!“ Es war merkwürdig, wie das Wort „Spione“ auf die Franzosen wirkte. Totenstille entstand; dann flammten wohl zwei Duzend elektrische Taschenlampen auf und beleuchteten die beiden verkleideten Deutschen, die aus ihrem Versteck herunterstiegen.

„Wer sind Sie?“ fragte mit strenger Miene der Kapitän, der die französische Kompanie kommandierte.

„Ich bin ein Engländer“, antwortete möglichst unbefangenen Tones Bernhard, „und Spizenhändler von Beruf. Im Nebenamt bin ich Lieferant von Lebensmitteln für das 98. französische Marschbataillon unter Major Gobineau“,

fügte er lächelnd hinzu. „Dieser mein Begleiter ist ein Franzose, der mir als Gehülfe dient und meine Tasche trägt.“

„Was haben Sie hier im Tunnel gewollt?“

„Das selbe, mein Kapitän, was Sie mit Ihrer Kompagnie: wir haben Unterkunft vor dem Regen gesucht.“

„Woher kommen Sie und wohin gehen Sie?“

„Ich komme von Plombières und will nach dem Lager des 98. Marschbataillons bei Darny. Hier, bitte, ist die Abschrift der Liste von Lebensmitteln, die ich in Plombières für das Bataillon bestellt habe, mit dessen Herrn Major ich zusammzutreffen die Ehre hatte.“ Beim Scheine einer Taschenlampe las der Hauptmann die Abschrift der für den nächsten Tag in Plombières gemachten Bestellungen, unterzeichnet von Major Gobineau, und dieses Schriftstück schien ihn einigermaßen zu befriedigen. „Sie sind aber hier gar nicht auf dem Wege nach Darny“, meinte er jedoch wieder nachdenklicher werdend. „Wir wollten auch nicht direkt dahin. Ich habe Spizen abzuholen, die ich bestellt hatte. Ich wollte erst in der Frühe den Weg nach Darny antreten.“

„Sie sind also Engländer?“ fragte der Kapitän. „Nun, wir werden ja sehen!“ Er rief einen seiner Offiziere heran und sagte, auf diesen deutend: „Er ist gleichfalls Engländer; verständigen Sie sich.“

Der Leutnant, den der Kapitän herbeigerufen hatte, war ein englischer Offizier, der in der französischen Armee diente. Bernhard wurde es ungemütlich, denn ein Deutscher wird wohl niemals so gut die englische Aussprache lernen, daß ihn nicht ein geborener Engländer sofort nach den ersten Worten als Fremden erkennen würde.

„Sie sind ein Engländer?“ fragte der englische Offizier. „In welcher Grafschaft sind Sie zu Hause?“

Es war ein Glück, daß Bernhard Schlegel sich viel mit der englischen Sprache beschäftigt hatte. Im Augenblick wußte er, daß der Engländer, den er da vor sich hatte, ein Waliser war, der stark Dialekt sprach. Deshalb antwortete er sofort: „Ich bin ein Schotte, habe aber lange Zeit in Amerika gelebt.“ Die Schotten sprechen bekanntlich ebenfalls so stark Dialekt, daß sie deshalb von den Engländern nicht weniger verhöhnt werden, als die Irländer. War der Schotte nun gar noch lange Zeit in Amerika gewesen, dann konnte sich der englische Offizier nicht wundern, wenn er ein etwas buntes Englisch zu hören bekam. Er stellte daher nur noch einige Fragen, um zu sehen, ob Bernhard in England einigermaßen zu Hause sei. Da dieser Auskunft geben konnte sowohl über die Verhältnisse in England wie in Schottland, schien der Offizier mit seiner Prüfung zufrieden.

Weniger günstig fiel die Prüfung betreffs des „französischen Arbeitsmannes“ aus. Er behauptete, ein Elsässer zu sein; seine Sprache brauchte also nicht gerade ein Pariser Französisch zu sein, aber seine Antworten auf einige Fragen nach seinen bürgerlichen Verhältnissen waren nicht klar und einwandfrei. Jedenfalls blieb sichtlich bei dem französischen Kapitän ein Verdacht zurück. „Major Gobineau“, sagte er zu Bernhard gewendet, „ist ein guter Bekannter von mir; er wird sich freuen, wenn ich Sie sicher bis zu ihm bringen lasse. Ich habe ein anderes Marschziel; aber der Korporal Boreau wird Sie mit zwei Mann begleiten und bis in das Lager von Darny bringen.“

„Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, Herr Kapitän“, antwortete Bernhard, sich höflich verneigend, „obgleich dieser Schutz für mich kaum nötig wäre, da ich die Gegend hier schon ziemlich genau kenne. Aber natürlich wird sich Major Gobineau über die Aufmerksamkeit, die Sie ihm indirekt erweisen, jedenfalls sehr erfreut zeigen.“ Der Kapitän nahm eine Visitenkarte, schrieb auf dieselbe einen Gruß für den Major Gobineau und eine kurze Erklärung. Dann brach, da der Regen aufgehört hatte, die Kompagnie auf, und in einigem Abstand folgte ihr der Korporal Boreau mit zwei Mann als Bedeckung für Bernhard und Emil, und als Zwischenglied lief Bob, der Hund, vor ihnen her. — Durch die ruhige Sicherheit Bernhards und dadurch, daß er nicht einen Augenblick seine Haltung verlor, war eine große Gefahr glücklich abgewendet worden. Allerdings galt es jetzt, die unwillkommene militärische Begleitung rechtzeitig loszuwerden.

Der Korporal Boreau, ein junger Pariser, anscheinend etwas leichtlebig, jedenfalls einer zeitverkürzenden Unterhaltung nicht abgeneigt, schien von dem Auftrag, den er erhalten hatte, nicht besonders entzückt zu sein. Er ließ aber deshalb keinerlei Vorsicht außer acht, die ihm sein Kapitän offenbar eingeschärft hatte. Er hielt sich nur zu gewissenhaft dicht an Bernhards Seite, sodaß er mit einem einzigen Griff der Hand seinen Gefangenen fassen konnte, und Emil war von den beiden Soldaten in die Mitte genommen. — Die Zigaretten, die Bernhard freigebig verteilte, wurden zwar mit Dank angenommen, aber im übrigen schien Boreau nicht geneigt, sich auf etwas einzulassen, was ihn in Unannehmlichkeiten seinen Vorgesetzten gegenüber hätte bringen können. — Es war gegen 10 Uhr nachts, als man das Haus der Frau Carnier erreichte. Bernhard mußte längere Zeit klopfen, bis Frau Carnier endlich kam und öffnete.

„Ich bin der englische Spizenhändler und bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich Sie am späten Abend noch störe! Aber vielleicht können Sie uns auf einige Zeit ein Unterkommen gewähren und uns etwas Essen zurecht machen. Ich bin von den französischen Soldaten begleitet.“ Eine halbe Stunde später saßen sie schmausend in der Küche der Frau Carnier, und die Gäste taten den Speisen alle Ehre an. „Wo ist Ihr Onkel, der wackere alte Herr Randon?“ fragte Bernhard wie von ungefähr. „Oh, er ist heute Nachmittag fortgegangen, um einige geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen. Er ist bis jetzt nicht zurückgekehrt. Aber er bleibt häufig einmal eine Nacht fort, und gewöhnlich kehrt er dann bei einem Bekannten in Plombières ein“, berichtete sie ahnungslos. — „Sie können uns dann vielleicht einen Raum geben, in dem wir etwas schlafen können. Wenn Sie auch nur etwas Stroh für uns haben.“ „Ich habe Matrasen für die Herren“, sagte Frau Carnier, die wohl wußte, daß der englische Spizenhändler nicht mit Geld kargte. „Es ist hier ein leerer Raum in dem Nebenhause, in dem die Werkzeuge der Steinbrucharbeiter aufbewahrt werden. Dort können Sie ungestört schlafen.“

Bernhard bat Frau Carnier, noch einige Flaschen Wein aus dem Keller zu holen. Je fester der Schlaf der drei Franzosen sein würde, um so besser. — Plötzlich entstand draußen an der Haustür ein Poltern, dann war es im Hausflur selbst; im nächsten Augenblick ging die Tür auf, und im Rahmen derselben stand — der alte Randon mit seinem Stelzfuß und mit dem verbundenen Kopf.

Einen Blick warf er auf die sonderbare Gesellschaft, dann schrie er in höchster Wut: „Hölle und Teufel, da sind die verdammten Deutschen mit ihrem Hunde! Also hier habe ich Euch, Ihr Schurken! Diesmal sollt Ihr mir nicht entgehen. Soldaten, Kameraden, faßt diese beiden Verräter! Es sind deutsche Spione. Auf meine Verantwortung, nehmt sie gefangen! Ich bin ein alter Veteran, der bei Sedan sein Bein verloren hat, und ich weiß, was ich tue. Ich übernehme jede Verantwortung für die Verhaftung dieser Kerle, und mache Euch, Korporal, haftbar, wenn diese gefährlichen Spione entwischen.“

Die Lage war entschieden nicht angenehm für unsere beiden Freunde. Nur dreistes Auftreten konnte helfen; deshalb sprang Bernhard wie ein beleidigter Großfürst von seinem Sitze auf und schrie den alten Randon an: „Plagt Euch der Teufel, alter Trunkenbold? habt Ihr im Weinglas den Verstand verloren? Wie könnt Ihr Euch erfreuen, uns deutsche Spione zu nennen?“ Randon aber geriet noch mehr in Wut und wollte auf Bernhard eindringen. Aber Madelaine warf sich dazwischen: „Onkel, besinnt Euch! Ihr wißt nicht, was Ihr sagt!“

(Schluß folgt.)

Hinter des Feindes Front.

Erzählung aus dem Weltkrieg von **A. Oskar Klaußmann.**

(Schluß.)

„Da ist nichts zu besinnen!“ tobte Randon. „Es sind Spione, deutsche Spione! Im Keller meiner Wachhütte haben die Kerle Material für deutsche Flugzeuge aufgestapelt. Unsere Soldaten haben dieses Material gefunden, und als ich davon hörte und nach dem Rechten sehen wollte, fand ich im Keller diesen Mann da mit dem verbundenen Arm; und daß es ein Deutscher ist, das bewiesen mir die Schmerzenslaute, die er ausstieß, als ich ihm in der Dunkelheit einen Hieb auf seinen Arm gab! Es sind niederträchtige Spione, die sich hier in Verkleidung herumtreiben. Korporal, nehmt diesen Mann da mit dem Arm in der Binde gefangen. Er hat auf mich geschossen, er hat mich verwundet, er hat seinen Hund auf mich gehezt. Da ist ja der bissige Rötter!“ Randon gab Bob einen Fußtritt, daß das Tier winselnd unter den Tisch flog. Dann ging aber der Terrier sofort wieder vor und machte einen wütenden An-

griff auf den Stelzfuß. Bernhard riß den Hund zurück und rief dann mit erkünstelter Ruhe: „Wir wollen hier in nächstlicher Stunde keine Theater Vorstellungen geben. Hört einmal, Randon, Ihr irrt Euch, es waltet hier ein Mißverständnis ob. Ihr solltet mich doch kennen: ich bin ein englischer Spizenhändler. Ich habe vor einigen Tagen erst Eurer Nichte und den Frauen hier, die in den Häusern des Steinbruchs wohnen, Spizen abgekauft, und der Korporal wird Euch sagen, daß ich Lieferant für Proviant beim 98. Marschbataillon bin. Diese brave Patrouille, bestehend aus dem Korporal und zwei Mann, begleitet mich nach dem Lager von Darny zu dem Kommandanten Major Gobineau, mit dem ich eine geschäftliche Besprechung habe. Meine Legitimationen sind in bester Ordnung, und ich möchte Euch bitten, Eure Beschuldigungen und gänzlich unberechtigten Behauptungen aufzugeben.“ — Korporal Boreau befand sich in einer gewissen Verlegenheit. „Die Legitimationen dieses englischen Herrn“, mußte er zugeben, „sind in bester Ordnung. Ich bin beauftragt, ihn mit seinem Begleiter . . .“ „Habt Ihr denn keine Augen im Kopfe?“ schrie Randon in höchster Wut dazwischen. „Könnt Ihr denn nicht sehen? Betrachtet doch einmal diesen vorgeblichen Engländer und diesen angeblichen französischen Arbeiter! Seht Ihr denn nicht, daß sie sich wie Brüder ähnlich sehen? Das ist nicht ein Engländer und ein Franzose, sondern es sind Brüder, nahe Unverwandte, die sich zu einer Schurkerei hierhergeschlichen haben!“ In der That, die Ähnlichkeit in Gesicht und Gestalt war bei den Brüdern nur zu deutlich, wenn man sie verglich und einmal darauf aufmerksam geworden war.

Der alte Invalide, der sich als ein höchst gefährlicher Gegner erwies, nahm den Vorteil, den er errungen hatte, sogleich wahr. „Schießt die Kerle nieder!“ rief er mit Kommandostimme. „Mit Spionen macht man keine Umstände. Ich bin ein alter Veteran von 1870, und ich befehle Euch, Korporal, diese verdammten Boches hier an Ort und Stelle niederzuschießen!“

„Selbst wenn ich Euch den Gefallen tun wollte“, sagte Korporal Boreau ruhiger, „dürfte ich das nicht, denn ich habe diese beiden Leute in das Lager von Darny zu begleiten. Dort mag mit ihnen geschehen, was da wolle. Wenn Ihr wollt, kommt mit und bringt dort Eure Anklage vor.“ Randon erhob drohend die Faust gegen Emil: „Ich bin von Blutverlust erschöpft“, schrie er. „Dieser Kerl da hat auf mich geschossen, und es hat sich nur um einen Zentimeter gehandelt, so war mir das Lebenslicht ausgeblasen. Ich bin erst vor kurzem in dem Keller der Feldhütte aus meiner Ohnmacht erwacht und hierher gekommen.“

„Dann warten wir, bis es Tag wird“, erklärte der Korporal, „damit Ihr uns begleiten könnt. Aber eigenmächtig werde ich gegen diese beiden Leute nichts unternehmen.“ Korporal Boreau zweifelte nicht mehr daran, daß mit den beiden etwas nicht in Ordnung war. Aber wenn wirklich diese beiden Verdächtigen deutsche Spione waren, dann wollte er den Ruhm und Vorteil von der Entdeckung haben statt des alten Randon, und deshalb wollte er selbst die Leitung der Angelegenheit in der Hand behalten. Randon schlug dann vor, die deutschen Spione für die Nacht in sicheren Gewahrsam zu bringen; er habe einen gutverwahrten Ort, dort könnten sie den Morgen abwarten. Vergebens erhoben Bernhard und Emil Einspruch dagegen, daß man sie als Gefangene behandle. Sie mußten sich fügen, um nicht noch mehr Verdacht zu erregen.

Randon holte einen Schlüsselbund, zündete ein Licht an und ging, das Lächeln eines grimmigen Triumphes in dem verwitterten Gesicht, den anderen voran auf den Hof. Er machte halt vor der eisenbeschlagenen Thür eines niedrigen, gemauerten Häuschens, schloß auf und leuchtete hinein. „Hier lagerte das Dynamit“, sagte er, „das man im Steinbruch brauchte. Der Raum steht leer; hier können die Boches warten, bis es Tag wird.“ Bernhard und Emil mußten eintreten. Randon schloß die Thür ab und begab sich mit den Soldaten zurück. „Ihr könnt ruhig schlafen gehen, auf meine Verantwortung. Sie können nicht entwischen; das Dynamitlager ist glücklicherweise recht solid gebaut und wie zu einem Gefängnis geschaffen.“ Das war leider der Fall, wie sich die beiden Eingeschlossenen beim Schein ihrer kleinen Laterne überzeugen konnten. Die starken Mauern hatten statt der Fenster nur schmale, schießschartenähnliche Öffnungen, sodaß an ein Entfliehen nicht zu denken war.

„Die Thür ist nicht zu erbrechen, und das Mauerwerk ist zu solide, zumal wir keine Instrumente haben“, sagte Emil betrübten Tones.

„Versuchen wir etwas zu schlafen“, meinte Bernhard nach einer Pause. „Und verlassen wir uns auf Gottes Hilfe; wir sind mit unserer Kunst jetzt zu Ende.“ Er streckte sich auf dem leidlich sauberen gebielten Fußboden aus, Emil folgte seinem Beispiel, und Bob lag zwischen beiden. Tiefste Stille herrschte draußen, nur den Wind hörte man in den Bäumen rauschen. Im Wohnhause Randons schien alles zur Ruhe gegangen zu sein.

Emil war vor Erschöpfung bereits eingeschlafen, und auch die Gedanken Bernhards begannen sich allmählich zu verwischen. Er befand sich in dem Übergangszustand vom Wachen zum Schlafen. Plötzlich ließ Bob ein leises Knurren hören. Es war merkwürdig, wie vorsichtig der kluge Terrier dieses Warnungssignal von sich gab; es genügte, um Bernhard vollständig zum Erwachen zu bringen. Er streckte den Arm aus und legte die Hand auf Bobs Kopf. Dann lauschte er gespannt.

Unter den Dielen vernahm er ein Scharren und Krachen. Dann schien es Bernhard, als drücke jemand von unten gegen die Bretter des Fußbodens, auf dem er lag. Er richtete sich auf den Ellenbogen auf und lauschte mit klopfendem Herzen weiter. Durch eine feine Dielenritze schimmerte ein schwaches Licht von unten herauf. — Jetzt gab es einen hörbaren Knack in den Dielen des Fußbodens, als wenn ihre Nägel aus den Balken gerissen würden, und der Lichtschein verstärkte sich. „Pst! Pst!“ rief flüsternd eine Stimme. „Ja! Wir sind wach!“ flüsterte Bernhard halblaut zurück.

„Ich bin hier, Madeleine Carnier. Verhalten Sie sich ganz ruhig! Ich will nicht, daß jemand in meinem Hause gefangen genommen wird, der erschossen werden soll. Möge Gott es meinem armen Manne vergelten, was ich jetzt für Sie tue. Ich werde mit Hilfe der Steinwinde, die ich hier in der Ecke fand, das Dielenbrett noch weiter in die Höhe drehen, daß Sie sich durch die Öffnung herunterlassen können. Mein Onkel Randon weiß nicht, daß ich die Schlüssel zum Patronenkeller gefunden habe. Er wird toben und fluchen, wenn Sie fort sind; aber er wird glauben, daß Sie selbst das Brett aufgebrochen haben und entflohen sind. Sie waren freundlich und liebenswürdig gegen mich, das vergesse ich Ihnen nicht; und es ist Pflicht der Menschen, einander zu helfen, auch

wenn es Krieg ist.“ Die entstandene Öffnung war zwar eng, sodaß es Emil nur mit großer Mühe und manchem verbissenen Wehlaut gelang, herabzusteigen.

„Meine braune Reisetasche ist in der Küche zurückgeblieben“, sagte Bernhard zu der guten Frau Carnier. „Es befindet sich Geld darin, aber ich weiß nicht, ob Euer Onkel es Euch geben wird. Hier habt Ihr eine Rolle mit fünfzehn Goldstücken; das soll ein kleiner Lohn sein für Eure Hilfe.“

„Ich helfe Euch nicht um des Geldes willen, sondern weil ich meine Christenpflicht erfüllen will“, flüsterte Madeleine, wobei sie aber das dargebotene Geld nichtsdestoweniger annahm. Dann mahnte sie die Flüchtlinge zur Vorsicht, damit beim Durchqueren des Steinbruchs keine Steine losgelöst würden, die dann mit großem Gepolter herunterfielen; schließlich beschrieb sie noch mit mehr Worten, als nötig gewesen wäre, die einzuschlagenden Wege: „Nach rechts geht der Weg nach Faymont; gerade aus kommt Ihr nach einer Stunde auf den Weg nach Remiremont. Es ist Eure Sache . . .“ Bernhard unterbrach den Redestrom mit einem herzlichen Händedruck als Abschied für Nimmerwiedersehen. Er wollte der guten Frau doch nicht sagen, daß ihr Rückweg weder über Faymont noch über Remiremont, sondern durch die Luft erfolgen werde! „Geht mit Gott!“ flüsterte Madeleine Carnier und war im nächsten Augenblicke verschwunden. Man hörte noch das Geräusch ihrer Schritte, dann war alles still.

„Wir sind jetzt höchstens noch einen Kilometer von der Landestelle entfernt“, raunte Bernhard im hastigen Weiterschreiten seinem Bruder zu; „in kaum einer Stunde wird Braun da sein, wenn alles glückt! Aber bisher hat uns Gott sichtlich geholfen, er wird es auch weiter tun. Für den Notfall haben wir ja unsere Pistolen; man war unvorsichtig genug, sie uns nicht abzunehmen. Der gute Korporal sei gelobt — und der Wein der Madame Carnier, der doch etwas nützte!“

Ein Surren in der Luft, das sich näherte. Pünktlich wie ein Eisenbahnzug kam Unteroffizier Braun mit seinem Flugzeug, um nachzusehen, ob er Fahrgäste bekäme. Er zog im unsicheren Morgenlicht eine Schleife in der Luft, um den Landeplatz zu prüfen, und Bernhard winkte ihm aus Leibeskräften mit seinem entfaltenen Taschentuche. Dann beschrieb das Flugzeug eine Spirale und stand auf der Lichtung vor Bernhard und Emil, deren Herz vor Freude klopfte.

„Leutnant Francke ist leider tot, aber wenigstens einen habe ich gerettet“, rief Bernhard dem Unteroffizier zu. „Aber jetzt rasch, rasch!“ Wie ein Bündel Kleider flog Bob, von kräftiger Hand geworfen, in die Maschine; dann kletterte Emil, so schnell es seine geschwächte Kraft erlaubte, an seinen Platz, und dann — hallte dröhnend ein Gewehrscuß über den Platz, und Fesen stoben vom äußersten Teil des Flugzeugflügels. Sie waren eingeholt von ihren Verfolgern! Wer war es? — Im Nu saß Bernhard hinter dem Maschinengewehr des gepanzerten Bootskörpers und suchte nach dem Schützen. Am ersten hatte ihn Bob entdeckt, und es fehlte nicht viel, so wäre der Hund in seiner Aufregung über den Bootsrand hinabgesprungen, denn es war der alte Randon, den er nicht in gutem Angedenken hatte. Anscheinend war der Sergeant mit seinen Soldaten noch weiter zurück, und so glaubte Bernhard Schlegel das Leben des eifrigen und mutigen Veteranen ohne eigene Gefahr schonen zu können. Er richtete die Geschossgarbe nur auf den Boden, zehn Schritte vor den Füßen des

überraschten Invaliden, der vor dem aufspritzenden Rieß und Gestein wohl oder übel den Rückzug antreten mußte. Er tat es nicht, ohne durch eine Flut von Schimpf- und Drohworten auf die verfluchten Boches seinem französischen Herzen Luft zu machen.

Währenddessen hatte Unteroffizier Braun den Motor angeworfen. Die Maschine bekam Wind unter sich und stieg. Als sie schräg aufwärts strebte, fielen wieder zwei Schüsse, sie kamen aus den Gewehren der französischen Soldaten und waren glücklicherweise nicht gut gezielt. Aber daß sie keine Sekunde zu früh gestartet waren, das wurde jetzt allen Insassen klar. Zu ihrer Rettung kam dem Unteroffizier am Steuerhebel der gute Gedanke, mit einer schnellen Wendung die gefährliche Richtung zu verlassen und dicht über den Baumwipfeln hinstreichend aus dem Auge der Schützen zu verschwinden.

Unbeschreiblicher Jubel empfing die Geretteten. War auch ein wackerer Fliegeroffizier im Dienste des Vaterlandes gefallen und hatte sein Grab in fremder Erde gefunden, so war doch das kühne Unternehmen Bernhards gelungen und die Bruderliebe triumphierte.